

Leseprobe aus:

Rolando Villazón

Kunststücke

rowohlt

ROLANDO

—→ *Kunststücke* ←—
ROMAN

VILLAZÓN



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

ROLANDO VILLAZÓN

Kunststücke

AUS DEM SPANISCHEN VON
WILLI ZURBRÜGGEN

ROMAN ► ROWOHLT

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
«Malabares» bei Espasa Libros in Barcelona.

1. Auflage August 2014
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Malabares» Copyright © 2013 by Rolando Villazón
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Innengestaltung Joachim Düster
Satz aus der Fleischmann PostScript bei
Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 498 07065 6

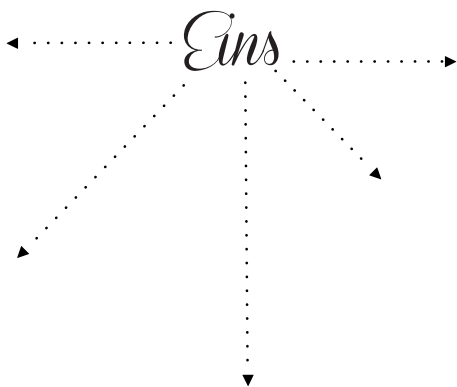
Für Lucía, immer.

Und für Alejandro Radchik.

PROLOG

«Was schreibt er da bloß alles in sein blaues Buch?», fragt Max mit Stentorstimme.

«Sein Leben in einer Parallelwelt», antwortet Claudio bedächtig.



Etwas heult. Etwas schmerzt.

Macolietta sitzt mit dem blauen Buch auf dem Schoß in seinem Bett, kann aber nicht mehr schreiben. Er seufzt, blättert zur ersten Seite zurück und liest noch einmal den ersten Absatz.

Du bist aufgewacht, ohne die Augen zu öffnen. Diesmal ist es wahr. Diesmal bist du nicht mehr du selbst, sondern bist im Körper und im Leben eines anderen aufgewacht. Hinter dir lässt du den Unentschlossenen, den im Dickicht seiner endlosen Fragen nach Antworten Suchenden. Du hast das alte Ich wie eine nutzlose Haut abgeworfen, und wenn du jetzt die Augen aufschlägst, wirst du feststellen, dass du in einem Flugzeug nach Barcelona sitzt; dein Name ist Balancín, und neben dir ist, im Schlaf deine Hand festhaltend, sie, Verlaine, deine Antwort.

Etwas heult. Etwas schmerzt.

Der im Mondlicht tanzende Staub lässt die Linien der Wände, Möbel und Türen seines Zimmers verschwimmen, genau wie in jener Nacht vor Jahren, als er, um das einsetzende Heulen zum Schweigen zu bringen, anfang, in dem blauen Buch die schillernden Abenteuer des Clowns Balancín und seiner geliebten Verlaine aufzuschreiben; die Geschichte dieses fantastischen Lebens, das zu führen er sich vorstellte, wenn er Sandrine gefolgt wäre. Seines Lebens in

einer Parallelwelt. Er hat Seite um Seite vollgeschrieben, doch das Heulen hört nicht auf. Und Balancín – mit Verlaine an seiner Seite – ist ein berühmter Künstler mit Engagements in Theatern und Zirkussen auf der ganzen Welt geworden, während Macolieta immer noch im selben Zimmer hockt und sich mit Fragen quält.

Er legt das Buch neben das Bett. Bevor er das Licht löscht, streichelt er mit dem Schatten seiner Hand den schlanken Schatten der Sonnenblume, die in einem Topf am Fenster steht. In der Nacht gleiten durch rissige Membranen geflüsterte Nachrichten aus der parallelen Welt. Macolieta ist eingeschlafen. Später wird sich das Heulen mit dem Flüstern und seinen Träumen verbinden. Er weiß, woher es kommt, will aber nicht daran denken.

Was da heult, was da schmerzt, ist das Fehlen von Sandrine.

◀ ERSTE TRIADE ▶

Geschichten

Die Wahrheit ist die Wahrheit,
ob Agamemnon sie sagt oder sein Schweinehirt.
AGAMEMNON: Einverstanden.
SCHWEINEHIRT: Das überzeugt mich nicht.

ANTONIO MACHADO, Juan de Mairena

1.1.1

MACOLIETA

Er wachte auf, ohne die Augen zu öffnen. Ein kalter, stechender Schmerz im Magen hinderte ihn, die Lider zu bewegen. Diesmal war es tatsächlich so weit; diesmal war Macolieta nicht mehr er selbst und erwachte im Körper und im Leben eines anderen. Er hatte dieses beklemmende Gefühl schon öfter gehabt, doch es war eher wie ein leichtes Jucken gewesen, ein vorübergehender unbehaglicher Kitzel, von dem am Ende nur das erlösende Gelächter blieb, das die dunkle Vorahnung zerschlug.

Jetzt erkennt er, dass diese flüchtigen morgendlichen Körperreaktionen nur die Vorboten waren, Begleiterscheinungen der diesmal wirklich stattfindenden Metamorphose. Er ist sich sicher, nicht in seiner eigenen Haut zu stecken, fremde Träume geträumt zu haben, und in einem Zimmer aufzuwachen, das die Erinnerungen eines anderen birgt, in dem die Minuten eines Lebens dahinkriechen, das nicht das seine ist.

Er hat Angst wie jemand, der mitten in der Nacht aufwacht, weil ihm der Arm eingeschlafen ist, der einen dumpfen Schmerz in der Brust verspürt, still liegen bleibt und kalt schwitzend auf den todbringenden letzten Schlag des Herzens wartet, während eine Lawine von Erinnerungen sein Inneres in Aufruhr versetzt. Denn wenn er die Augen auf-

schlägt, wird er das Letzte verlieren, das er noch besitzt von dem, was ihn bis gestern ausgemacht hat: das Bewusstsein seiner selbst. Wenn das Licht dieses Schicksalstages auf seine Netzhaut trifft, wird ihm sein Ich langsam, aber unausweichlich, entgleiten, so wie sich die Erinnerung an einen Traum auflöst, den wir nicht vergessen wollen, der aber unbarmherzig aufgesogen wird vom letzten Nebelschweif, der unter den ersten Sonnenstrahlen des neuen Tages verdampft. Und in diesen kurzen Albtraumminuten, auf diesem letzten Stück des abschüssigen Tunnels, dessen Wassermassen ihn unerbittlich fortreißen werden von dem, der er war, und hinspülen zu dem, der er sein wird, in diesen kurzen Minuten wird Macolieta Zeit haben, den ganzen Schrecken eines Mannes zu empfinden, der weiß, dass er ertrinken wird, und dessen wild rudernde Arme schon nicht mehr der eigenen Rettung dienen, sondern eher ein Abschiedsgruß an das Leben sind.

Er wird den blauen Vorhang mit dem quadratischen Flicker nicht mehr sehen, der das von einer Zigarette eingebrannte Loch verdeckt; nicht mehr seinen maulbeerfarbenen Lesesessel, und auch nicht das Regal, in dem sich Bücher und Zeitschriften in rigoroser Unordnung stapeln und mit seinen gesammelten Blechspielzeugen eine Wohngemeinschaft bilden. Auch seinen Schreibtisch wird er nicht mehr sehen, dessen Arbeitsfläche in Beschlag genommen ist von drei Schminktöpfen, einer winzigen Gitarre, vier bunten Jonglierbällen, drei riesigen orangefarbenen Knöpfen, mehreren roten Nasen, zwei gelben Taschentüchern, jeder Menge Puder und einer Spinne. Nichts von dem wird er sehen, sondern all das andere: andere Möbel, andere Gerät-

schaften, andere Schatten, die sich in Ecken eingenistet haben, die ihnen nicht gehören.

Verzweifelt wird er dorthin eilen, wo sich früher der Schminkspiegel mit seiner Umrandung aus Glühbirnen befand, von denen nur noch vier ihren Dienst taten, und an dessen Stelle ihm jetzt ein grauenhafter *Art déco*-Spiegel den entsetzten Blick aus fremden Augen zeigen wird, die groteske Schreckensfratze eines unbekanntes Gesichts, die schaurige Spärlichkeit neuer Augenbrauen, das unmögliche Spiegelbild von jemandem, den er noch nie im Leben gesehen hat. In genau diesem Moment, wenn sein Mund sich öffnet, um den erwarteten Entsetzensschrei auszustoßen, und sich zu einem O rundet, bis er groß wie die Trichteröffnung ist, durch die der letzte Bewusstseinstropfen rinnt, und aus dem Schrei ein Gähnen wird, wenn er in seiner neuen Haut und mit seiner gebrauchten Erinnerung zum Bad schlenkert, pfeifend unter die Dusche steigt und sich fragt, woher er diese komische Melodie wohl hat, genau in diesem Moment wird die Verwandlung vollendet sein.

Verdammt!, denkt Macolietta, sagt es aber nicht, weil er sich auch nicht zu sprechen traut. Er weiß – Ah, diese Gewissheit, die wie ein Zahnschmerz ist. Woher weiß er? –, dass auch seine Stimme anders sein wird, schrill, misstönend, unfähig, zu singen und die Stimmen von Comicfiguren nachzuahmen, sein spezielles Lachen wie von hicksenden Ameisen im Gänsemarsch, das die Kinder so mögen.

Das alles wird es nicht mehr geben.

Das Stück Pizza von gestern Abend, das er zum Frühstück essen wollte?

Nicht mehr da.

Die herrliche Sonnenblume in ihrem Tontopf?

Nicht mehr da.

Die nagelneue grüne Perücke?

Nicht mehr da. Verschwunden, verschwunden.

Und das blaue Buch?

Wieder dreht es ihm den Magen um. Auch das blaue Buch wird in dieser anderen Welt geblieben sein, auf dem Nachttisch neben dem Bett, aufgeschlagen auf der letzten beschriebenen Seite:

*... in deinem weiten Clownskostüm wirbelst du wie ein tanzen-
der Regenbogen über die Bühne, hast die letzten Seidentücher
in die Luft geworfen, und sie fallen genau dortbin, wo du
sie haben willst, nachdem du mit deinen Kunststücken unter
den Lichtern und ihren Schatten die Illusion vom Fliegen
und Träumen geschaffen hast. Das Orchester spielt die letzten
Takte der Melodie, mit deren Ersterben die stumme Grenze
zwischen zwei Nummern erreicht wird. Die Vorstellung geht
zu Ende. Du hast dein Publikum auf einen fantastischen Weg
vom Lacher zum Seufzer bis zur Verzückung geführt. Dein
Herz rast. Was empfindest du? Erleichterung? Nachlassen
von Spannung? Freude? Alles? Der Schlussakkord erklingt,
und der Applaus des begeisterten Publikums ist wie der pras-
selnde Flügelschlag eines Schwarms aufflatternder Vögel. Der
Applaus: explodierende Sonnen, die das Zirkusrund erwär-
men; ein frischer Sommerregen; ein tauender Eisberg, dessen
Schmelzwasser dich mitreißt bis an den Rand der Glückselig-
keit. Die Welt lacht dich an, Clown. Du hast Verlaine, die Ge-
fährtnin deines Lebens, die deinen jugendlichen Hirngespins-
ten Flügel verliehen hat. Und du hast das Abenteuer auf den*

Brettern, die die Welt bedeuten, mit ihren Kämpfen, grandiosen Höhepunkten, vernichtenden Stürmen, ibrem Lorbeer und ibren Abstürzen. Du bast dieses Publikum, die unermessliche Umarmung Tausender Herzen. Du bist dir des unaussprechlichen Glücks bewusst, die Höhenluft der Bühnenkunst zu atmen und jenen erhabenen Augenblick herbeizuführen, in dem Lachen, Magie und Träume jedes Mal neu lebendig werden. Weißt du eigentlich, wie reich du bist, Balancín?

Und als du schon glaubtest, die Vorstellung beenden zu können, das Orchester die letzten Takte spielte, die das finale Schattenspiel deiner virtuoson Hände vor der weißen Wand begleiten, da fordert das Publikum eine unerwartete Zugabe, noch einmal die Nummer mit den Tüchern. Nicht endenwollender Applaus. Und wieder tanzen die Tücher wie Kometenschweife. Der Schweiß rinnt dir von der Stirn und vermischt sich mit einer verschämten Träne aus deinem Auge.

Ja, Balancín, du weißt, wie reich du bist.

Das blaue Buch?

Verdammte Metaphysik. Nicht mehr da. Auch verschwunden.

Macolieta könnte heulen und in seinen Tränen ertrinken, doch davor rettet ihn eine andere Gewissheit: Das Bild wird noch da sein. (Woher hat er all diese schrecklichen Gewissheiten heute Morgen; er, der sonst in Zweifeln versinkt?) Nur noch das Gemälde; das einzige Bild, das dank einer Wette die Wände seiner Wohnung ziert.

Es war in einer Tequilakneipe in der Innenstadt. Sie tranken dort ein paar Gläschen, nachdem sie auf der Jagd nach Raritäten durch die Antiquariate der Stadt gezogen waren.

Er und seine beiden unzertrennlichen Freunde: Max, ein Koloss wie ein Nashorn ohne Horn und Clown aller Clowns; und Claudio, langer Lulatsch, Leser, Philosophierer und Pfeifenraucher. Er erklärte gerade die verschiedenen monistischen Theorien als materialistische Alternative zum kartesischen Dualismus. Geist und Körper eins, nichts da mit Seele, mit Geist, der die Maschine steuert, jeder mentale Vorgang auch ein körperlicher. Nachdem sie schon reichlich Tequila intus hatten, wurden Claudios Satzgirlanden zunehmend verworrener, und in Macolietas schwammigem Hirn blieben nur noch Wortungetüme wie Anomaler Monismus, Analytischer Behaviorismus und Materialistischer Reduktionismus hängen sowie etwas über Kandinskys Farben und das dringende Bedürfnis, jetzt pinkeln zu müssen. Um den philosophischen Sturzbach einzudämmen, der sie mehr be rauschte als der Saft der Agaven, kam Max das im Fernsehen übertragene Fußballspiel zwischen Gestreiften und Blauen gerade recht. Er brachte Claudio zum Schweigen, indem er Macolietas eine Wette anbot: Wenn die Blauen gewannen, würde Max seinem Nachbarn, dem Maler, das Gemälde abschwatzen, das Macolietas einmal gesehen und sofort voller Begeisterung als Porträt seiner eigenen Seele erkannt hatte, und es ihm schenken; verlören die Blauen, müsste Macolietas ihm zwei seiner aufziehbaren Blechspielzeuge überlassen. Diesem schien es das Risiko wert zu sein, zwei seiner geliebten Blechfiguren aufs Spiel zu setzen und dafür die Chance zu bekommen, das Bild seiner Seele zu gewinnen. Er schlug ein. Und da geschrieben stand, dass die Blauen sogar auch das Rückspiel gewinnen würden, standen einen Monat später Max und Claudio vor Macolietas Tür – unangemeldet,

wie immer – mit dem Bild und einer Flasche Bordeaux unter dem Arm.

«Ich habe dein Gemälde ergattert», witzelte Max. «Obwohl das MoMA alles täte, um es bei seinen van Goghs und Pollocks hängen zu haben. Aber ich halte mein Versprechen, und nun müssen wir uns eben damit begnügen, es nur in deinen vier Wänden betrachten zu können.»

Claudio entkorkte die Flasche, sie füllten die Gläser mit rotem Wein, leerten sie, füllten sie erneut, und nachdem sie sie zum dritten Mal geleert hatten, wurde die Dauerausstellung an der Wand gegenüber Macolietas Wohnungstür offiziell eröffnet.

Und jetzt, wenn er die Augen aufschlägt, wird alles anders sein; alles, außer diesem Gemälde, Überbleibsel aus einer unwiederbringlich verlorenen Welt oder Verbindungsglied zwischen zwei parallelen Universen.

Das Bild ohne Rahmen (vielleicht aber hat es jetzt einen), auf dem zwei eigenartige Gestalten sich bei den letzten Zügen einer Schachpartie gegenüber sitzen. Links auf einer unbehauenen Holzbank ein Satyr vor den weißen Figuren. Aus dem wirren Gestrüpp seiner schwarzen Mähne ragen zwei stumpfe Hörner und die spitzen Ohren. Sein Grinsen, als Vorspiel unflätigen Gelächters – wie ein Wolkenbruch über einer Prozession –, wird betont von eines Spitzbarts fahlem Haar. Auf dem nackten Oberkörper ist ein geflügeltes Herz tätowiert, und zwischen seinen Bocksbeinen spottet eine maßlose Erektion jeder Scham. Die rechte Hand umfasst in der Mitte einen Stock, dessen oberes Ende ein Harlekinkopf mit einer Schellenkappe zielt. Die Linke schwebt vor oder nach einem Zug nah über dem Schachbrett. Sein trunkener,

spöttischer Blick ist auf das hagere Antlitz des Gegners gerichtet.

Ein fahrender Ritter spielt die schwarzen Figuren; er ist eine Art gen Himmel lodernde Flamme, wie ein Heiliger von El Greco. Die tiefliegenden wässrigen Augen sind konzentriert auf seine letzten Bauern, den Springer und den Turm gerichtet, die sich noch für das Leben des dunklen Königs in die zweifarbige quadrierte Schlacht werfen. Im Schwung seiner Lippen liegt eine rätselhafte Ruhe, doch die aufstrebenden Linien des Körpers sind Ausdruck einer beherrschten Spannung. Vom Zeigefinger und vom Daumen seiner auf dem Tisch ruhenden Rechten rinnen dünne rote Fäden, die zu zwei Blutstropfen werden. Die schwarzen Figuren sind mit spitzen Stacheln bedeckt. Schwert und Schild lehnen am herrschaftlichen Stuhl. In der Mitte des Wappenschildes erhebt sich ein erhabener Pegasus mit ausgebreiteten Schwingen und wieherndem Maul auf die Hinterbeine. Sie sitzen mitten in einer großen Stadt, und was wie eine lästige Wolke von Insekten aussieht, die beide Spieler umschwirren, ist in Wirklichkeit eine Schlacht. Winzige, mit Schwertern, Dreizacks, Lanzen, Pfeilen und Bogen bewaffnete Engel und Dämonen führen einen unerbittlichen Krieg. Überall sieht man von Pfeilen durchbohrte, blutüberströmte Teufel, enthauptete Engel, feuerspeiende, blonde Locken versengende Drachen, tödliche Umarmungen, verzweifelte Flucht, aufgespießte Erzengel und lauernde Dämonen. Unter dem Schachisch hockt ein Gnom, der das Schlachtengetümmel ringsum ebenso ignoriert wie die beiden Spieler. Er hat ein längliches Werkzeug in der Hand, mit dem er die Mundöffnung einer Maske zu runden scheint, die er mit der

anderen Hand festhält. Zwischen seinen gekreuzten Beinen hat sich ein graues Tier zusammengerollt, eine Katze vielleicht, die das Gesicht abwendet und dem Betrachter des Bildes den Rücken zukehrt. Und auf dem Boden, verstreut zwischen den Leichen des biblischen Gewürms, liegen weitere, schon fertige Masken. Macolieta ist wie verzaubert von diesem Bild. Sein Porträt. Der einzige Schmuck, der die Wände seiner Wohnung ziert.

Eines Nachmittags – Macolieta hatte sich ein Bier geholt und betrachtete versonnen das Gemälde – kam ihm der Gedanke, die Schachpartie zu Ende zu spielen, um herauszufinden, wer sie gewinnen würde, der Satyr oder der Ritter. Er holte das quadrierte Wachstum, mit dem er vier Mal die Woche ins Café an der Ecke ging, um dort mit Don Eusebio Schach zu spielen, und stellte die Figuren so auf wie auf dem Bild. Er spielte und erzielte ein Remis. Er spielte noch einmal, wieder ein Remis. Längst hat er die Übersicht über all die Partien verloren, die er seit jenem Nachmittag gespielt hat. Die Stunden, die er damit verbracht hat, einen überraschenden Zug zu entdecken, eine Variante, ein unerwartetes Opfer oder einen Schlüssel, der den einen oder anderen Spieler zum Sieg führt. Alles vergebens.

Remis. Jedes Mal Remis.

«Hast du gewusst, dass die Spiele auf dem Bild immer mit Remis enden?», fragte Macolieta Max eines Tages, während er versuchte, mit einem Korken und mehreren Stecknadeln ein Gefängnis für die Schreibtischspinne zu bauen, die ihn in der Nacht fies gebissen hatte.

«Platon zufolge ist das Denken ein Dialog der Seele mit sich selbst. Also Remis», entgegnete Claudio anstelle von

Max, der damit beschäftigt war, den Affen mit den Becken und die Ente auf dem Dreirad für das Wettrennen gegen den Anspitzroboter und das Klapperkrokodil aufzustellen, die Claudio bereits aufgezogen hatte.

«Ja, aber mich interessiert, ob der Maler es so geplant hat oder ob das reiner Zufall ist.»

Statt einer Antwort setzte der mechanische Radau ein, mit dem die Blechfiguren ihrem Ziel entgegenteilten, hörte man die Anfeuerungsrufe von Max und Claudio, dann das begeisterte Klatschen des einen und das Gejammere des anderen, und nach einem Moment der Stille den gellenden Schmerzensschrei Macolietas, dem eine Stecknadel in die Handfläche gedrungen war und der das missglückte Korkgefängnis jetzt wütend in den Papierkorb warf.

Später, als sie sich verabschiedeten, fasste ihn Claudio an den Schultern und fragte ihn in ernstem Ton:

«Glaubst du, dass Eschers unmögliche Treppen reiner Zufall sind? Glaubst du, dass der Wechsel vom Zirkus zur Irrenanstalt in Cortázars *Rayuela* reiner Zufall ist? Dass das D-Moll, das Mozart für Don Juans Höllenfahrt wählte, Zufall ist?»

«Glaubst du, dass die Freiheit der Spinne reiner Zufall ist?», gab Max feixend zurück.

Dann verschwanden die beiden ohne weitere Worte.

Für immer, denn seine unzertrennlichen Freunde Claudio und Max würde es in dem neuen Leben auch nicht mehr geben. Bloß noch das Gemälde mit dem respektlosen Satyr, dem würdevollen, melancholischen Ritter, dem rätselhaften Gnom und seinen Masken, mit dem Schrecken der miniatürlichen Schlacht und dem Schachspiel ohne Sieg.